



Leseprobe

Karen Horn

Die Stimme der Ökonomen

Wirtschaftsnobelpreisträger im Gespräch

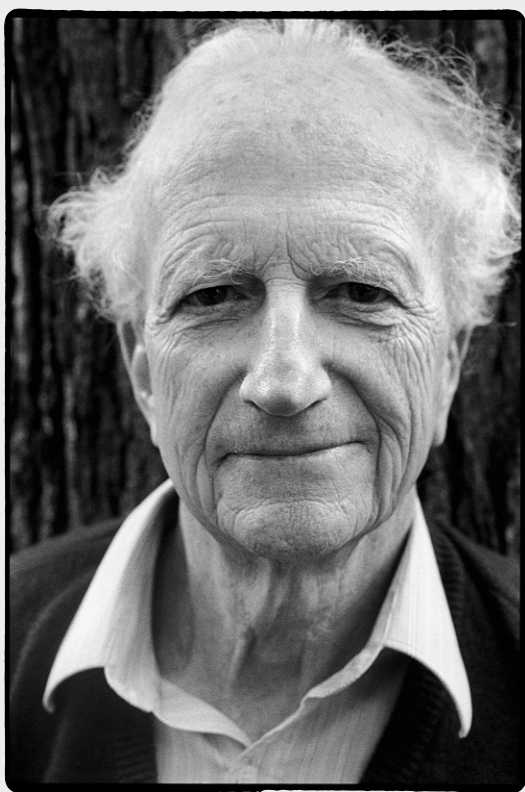
ISBN (Buch): 978-3-446-43208-6

ISBN (E-Book): 978-3-446-43305-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-43208-6>

sowie im Buchhandel.



GARY S. BECKER (*1930)

Träger des Preises für Wirtschaftswissenschaften der schwedischen Reichsbank im Gedenken an Alfred Nobel 1992 »für die Ausdehnung der mikroökonomischen Analyse auf eine Vielzahl von Formen des Verhaltens und der Interaktion, einschließlich des nicht-marktlichen Verhaltens«

Das menschliche Leben in all seinen Facetten

Endlich biegt Gary S. Becker um die Ecke, schlendernd, die Hände in den Hosentaschen. Er setzt sich zu mir in der Lobby des New Otani Hotels in Tokio, wo wir beide am Jubiläumstreffen (60 Jahre) der Mont Pèlerin Society teilnehmen, jener berühmten Diskussionsplattform für klassisch-liberale Denker verschiedener Disziplinen, Nationalitäten und Hintergründe, die Friedrich August von Hayek im Jahr 1947 ins Leben gerufen hat. Becker war 1990 bis 1992 Präsident der Mont Pèlerin Society. Diesmal nun hatte er das Programmkomitee geleitet, was dem Treffen ausgesprochen gutgetan hat. Das Programm der Tagung zeigt, dass Becker viele seiner Freunde und Koautoren mitgebracht hat, darunter Edward Lazear, der 2007 gerade Vorsitzender des Council of Economic Advisers war, des Sachverständigenrates des amerikanischen Präsidenten. Gary Becker probiert erst das Sofa aus und wechselt dann auf einen nicht ganz so weichen Stuhl, in dem er eine bequemere Sitzhaltung einnehmen kann. Sein Rücken schmerzt ein wenig; er macht dafür eine Über-

dosis Training im Fitnessraum des Hotels verantwortlich. Sport steht in Gary Beckers Prioritätenliste noch immer weit oben, ganz wie in seinen jüngeren Jahren. Dennoch sieht Becker wie üblich ein wenig zerbrechlich aus mit seinem außerordentlich schmalen Körper, seiner beinahe durchscheinenden Haut und seinem weißen Haarkranz – aber seine Energie ist beeindruckend, ebenso wie seine Effizienz.

Gary Becker mag kurze, präzise Fragen, und er gibt kurze, präzise Antworten in einem sehr höflichen Ton, ohne freilich je allzu viel von sich preiszugeben. Becker vergeudet seine Zeit nicht, und er überinvestiert auch nicht – dafür ist ihm das Konzept der Opportunitätskosten natürlich viel zu bewusst. Und somit ist er auch nicht der Typ Mensch, der sich erst einmal länger in Small Talk zum Aufwärmen ergeht. Wir brauchen das auch nicht, denn wir haben uns schon mehrmals getroffen. Das erste Mal sind wir uns im Jahr 2000 begegnet, auf einem Treffen der Mont Pèlerin Society in Santiago, Chile. Für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* habe ich ihn in den Jahren 2002 und 2003 interviewt. Wir waren 2006 in Kontakt, als es darum ging, den verstorbenen Milton Friedman zu ehren. Und Becker war einer der ersten Nobelpreisträger, die sich bereit erklärt hatten, an meinem Projekt für ein Buch teilzunehmen. Seine Unterstützung war klar und sehr großzügig – seine Zeit hingegen war knapp. Es stellte sich als extrem schwierig heraus, Gary Beckers für ein Gespräch habhaft zu werden. Sein Zeitplan ist voll, er reist nach wie vor sehr viel, er hat nicht immer seine E-Mails im Blick – und somit war ich einmal umsonst in Chicago. Fast zwei Jahre lang spielten wir derart Hase und Igel, bis wir nun in Tokio endlich eine Möglichkeit gefunden haben, uns ein wenig in Ruhe zu unterhalten. Mit der hoteltypischen Pianomusik im Hintergrund versuchen wir, so gut wie möglich die Vergangenheit heraufzubeschwören.

Zwar ist Gary Stanley Becker 1930 in Pottsville, Pennsylvania, geboren. Dennoch kann man ihn als typischen Spross der New York vorgelagerten Stadt Brooklyn bezeichnen – ein jüdischer Intellektueller, wie er im Buche steht, sehr kultiviert, geistreich, von eher europäischem Stil. Seine Familie zog nach Brooklyn, als er vier Jahre alt war. Sein Vater war ein recht erfolgreicher Geschäftsmann, der im Alter von 16 Jahren aus Kanada gekommen war; seine Mutter stammte aus einer osteuropäischen Familie. Keiner von beiden hatte

lange die Schule besucht. Sie hatten zwei Töchter und zwei Söhne. Nach der Oberschule besuchte Gary Becker zunächst das College an der Princeton University.

Da sein intellektueller Appetit mit den üblichen College-Kursen nicht zu stillen war, belegte er auch einige Kurse für Fortgeschrittene und begegnete so Jacob Viner, der in Chicago gelehrt hatte, bevor er nach Princeton kam. Gemeinsam mit Frank Knight hatte Viner von den 20er-Jahren bis in die späten 40er-Jahre die ökonomische Abteilung der University of Chicago geleitet. Viner war ein kontroverser Mensch – sehr kenntnisreich, belesen, aber nicht sonderlich originell, wenn man den Schilderungen Friedrich August von Hayeks in seinem Stück »Two types of mind« von 1975 glauben kann – und er war ein sehr harter, fordernder Lehrer. Wie sich James M. Buchanan erinnert, pflegte Viner seine Schüler zu »zermalmen«. Becker – dem Viner das Kompliment gemacht hat, er sei der beste Student gewesen, den er je gehabt habe – machte das nichts aus. Ähnlich sah es Evsey Domar, der einmal gesagt hat: »Viner war vorzüglich, gerade weil er extrem eklig war. Er pflegte einen Satz an die Tafel zu schreiben, forderte uns heraus, diesen Satz zu kommentieren, und machte sich dann lustig über die, die das tatsächlich versuchten.« Interessanterweise und möglicherweise nicht ohne Zusammenhang mit diesen Erfahrungen gilt auch Becker selbst als ein vergleichsweise harter akademischer Lehrer.

Gary Becker erwarb seinen B. A. in Princeton mit der Note »summa cum laude«. Er beschloss dann, nach Chicago zu gehen, wo er unter den Einfluss von Milton Friedman geriet, des von seiner Physis her eher klein geratenen, von seiner intellektuellen Statur her aber überragenden langjährigen Anführers der Chicago School. Friedman hatte seither prägenden Einfluss auf Beckers Denken. »In allem, was er tat, war er einfach großartig«, erinnert sich Becker. Seine ersten zwei wissenschaftlichen Aufsätze drehten sich noch um konventionelle Themen der Handels- und der Geldtheorie. Dann jedoch begann Becker, seinen eigenen, idiosynkratischen und dabei enorm kreativen Weg zu verfolgen, indem er den wirtschaftswissenschaftlichen Ansatz furchtlos auch auf breitere gesellschaftliche Fragen anwendete: auf alle Facetten des menschlichen Lebens. Das ist »die Becker-Generation: kontrovers, wichtig, unpopulär, und beinahe mit Sicherheit zutreffend« in ihren Aussagen, wie es Steven Levitt beschreibt.

Dieser neue Ansatz eröffnete der ökonomischen Theorie einen ganz neuen Horizont – es war eine wahrhafte Revolution. Die Grundlage davon ist die Theorie rationaler Entscheidungen (Rational Choice): Man geht von zweckgerichtetem Verhalten aus und nimmt damit an, dass die Menschen mit ihren Entscheidungen versuchen, ihren Nutzen – so, wie sie ihn verstehen – zu maximieren, und dass sie deshalb jeweils die voraussichtlichen Kosten und Erträge stets so gut wie möglich abwägen, worauf auch immer sich ihre Entscheidungen beziehen. Hierin genoss Becker natürlich auch Milton Friedmans ausdrückliche Unterstützung. Seine Ausweitung des ökonomischen Ansatzes auf nicht-monetäre Fragen war dennoch hochgradig kontrovers und stieß deshalb, wie es Assar Lindbeck in seiner Rede anlässlich der Überreichung des Nobelpreises an Becker 1992 formulierte, »anfänglich auf Skepsis und sogar Misstrauen«. Der beckersche Ansatz war als »ökonomischer Imperialismus« verschrien – ein Begriff, der damals böse gemeint war, den amerikanischen Wissenschaftler heutzutage allerdings gelernt haben, mit großem Selbstbewusstsein sogar selbst zu verwenden. Eine subtilere Kritik zielte darauf, dass die beckersche Methode, diverse nicht-monetäre Elemente in die modellhaften Nutzenfunktionen der Menschen aufzunehmen, einen logischen Zirkelschluss produzieren muss – sodass man am Ende nahezu alles erklären kann, wenn man nur die dafür notwendigen Annahmen getroffen hat.

Unter Milton Friedmans Anleitung schrieb Gary Becker seine Doktorarbeit über Diskriminierung – ein Thema, das damals im Zentrum hitziger öffentlicher Debatten stand. Becker bemühte sich, die bestehenden Lohnunterschiede zwischen Schwarzen und Weißen zu erklären. Er löste das theoretische Rätsel, indem er in sein mikroökonomisches Modell einen Parameter einführte, der eine »Präferenz« für Rassentrennung in der Nutzenfunktion sowohl der Arbeitgeber als auch der Arbeitnehmer versinnbildlicht. Diskriminierung ist teuer und schadet beiden Seiten, aber in einer Kartellsituation lässt sie sich aufrechterhalten. Die Globalisierung hingegen bricht nationale Monopole und Kartelle auf, sodass dies immer schwieriger wird, wie Becker in einem Vortrag auf dem Treffen der Mont Pèlerin Society in Tokio erklärte.

Nachdem er seinen Doktorgrad erlangt hatte, blieb Becker zunächst in Chicago und lehrte dort drei Jahre. Dann jedoch nahm er

einen Ruf an die Columbia University in New York und an die private Forschungseinrichtung des National Bureau of Economic Research (NBER) an. In Manhattan begann Becker seine Forschungsarbeiten zum Thema Humankapital; das bahnbrechende Werk *Human Capital*, das er 1964 zu diesem Thema veröffentlichte, war eine Erweiterung seines Forschungsvorhabens für das NBER. Becker löste sich von der zumeist unhinterfragten Annahme, dass Arbeit ein homogener Produktionsfaktor sei. Die Idee bestand im Wesentlichen darin, dass Humankapital durch Bildung und Fortbildung akkumuliert werden kann und dass die Auswahlentscheidung, die dem zugrunde liegt, nichts anderes ist als eine Investitionsentscheidung.

Dies waren fruchtbare Jahre, und dennoch kehrte Becker 1969 mit Unterstützung der Ford Foundation als Gastprofessor nach Chicago zurück. Ein Jahr später entschied er sich, endgültig dort zu bleiben. Wie er in seiner Autobiografie für die Nobelpreisverleihung berichtet, begann er, sich an der Columbia University intellektuell eingerostet zu fühlen. Zudem ermüdeten ihn die Studentenunruhen, der Tod seiner ersten Ehefrau 1970 lastete auf ihm, und er war es leid, täglich aus der Vorstadt nach New York hinein und wieder hinaus pendeln zu müssen. In Chicago traf er auf eine wirtschaftswissenschaftliche Abteilung, zu der mittlerweile auch Harry G. Johnson und George Stigler hinzugestoßen waren – Stigler wurde ein enger Freund. In Chicago begann sich Becker mit dem Thema der Kriminalität zu befassen, und seine Arbeit gipfelte in seinem bekannten Aufsatz mit dem Titel »Crime and punishment«, der eine weitere Revolution in den Wirtschaftswissenschaften auslöste.

Danach begann er, sich mit der Allokation der Zeit zu befassen und die Bestimmungsgründe der Arbeitsteilung innerhalb der Familie aufzudröseln. Hieraus sprossen diverse weitere, die Familie betreffende Untersuchungsgegenstände noch jenseits der Frage nach Geburtenraten und Familiengröße, mit denen er sich schon früher befasst hatte. Jetzt ging es außerdem noch um solche Fragen wie Eheschließung, Scheidung, Investitionen in die Kindererziehung, Erwerbstätigkeit von Frauen, Wert der Hausarbeit und so weiter. Statt die Familie einfach als abstrakten Haushalt und somit als »Blackbox« aufzufassen, wie es in der konventionellen Theorie geschieht, beschloss Becker, die inneren Gesetzmäßigkeiten dieser

Einheit näher zu betrachten und dabei die üblichen Instrumente der Produktionstheorie anzuwenden. In seinem Band *The Economic Approach to Human Behavior* von 1976 – zu Deutsch: *Ökonomische Erklärung menschlichen Verhaltens* (1993) – sind mehrere Kapitel dem Thema Familie gewidmet, sein wichtigstes Werk jedoch ist später, ergänzend und auch umfassender, *A Treatise on the Family*.

Im Jahr 1983 bot die soziologische Fakultät der University of Chicago Becker an, auch in ihrer Abteilung zu lehren. Becker interpretiert dies gern als ein Signal der Fakultät an die allgemeine soziologische Zunft, dass sein Ansatz des »Rational Choice« ein durchaus akzeptables theoretisches Paradigma sei. Seine Aktivitäten hat er seit 1985 über wissenschaftliche Aufsätze und Lehrbücher hinaus ausgedehnt – und schrieb jahrelang (bis 2004) eine monatliche Kolumne in der *Businessweek*. Heute hat er noch immer einen regelmäßigen Auftritt in dem Blog, den er gemeinsam mit dem Richter Richard Posner betreibt, seinem juristischen Sparringspartner, der in mancherlei Hinsicht auch sein intellektueller Konterpart ist.

Es ist viel einfacher, den Einfluss zu analysieren, den Gary Beckers Arbeit genommen hat, als ein Gespür für den Einfluss zu entwickeln, aus dem seine eigenen Ideen hervorgegangen sind. Sein Einfluss war immens und kann nicht überschätzt werden. Der »ökonomische Imperialismus«, keinesfalls negativ gemeint, ist heute eine nicht zu leugnende Tatsache. Becker ist es gelungen, den ökonomischen Ansatz auf sämtliche Aspekte des menschlichen Lebens auszudehnen, indem er diesen Ansatz auf seinen Kern fokussiert hat: die individuellen Entscheidungen und den Niederschlag, den diese in der gesellschaftlichen Interaktion finden. Hiermit hat er frischen Wind in nahezu sämtliche bestehenden Forschungsgebiete gebracht und eine Vielzahl neuer Felder überhaupt erst entstehen lassen, einschließlich neuer interdisziplinärer Ansätze in Zusammenarbeit mit der Soziologie, der Anthropologie und der Psychologie. Ein Großteil der Ansätze der Arbeitsökonomik, der Institutionenökonomik und sogar der Verhaltensökonomik (Behavioral Economics) hätte sich kaum entwickeln können, wenn Becker nicht den Horizont der Zunft geweitet und das Themenspektrum der Disziplin vergrößert hätte. Becker hat die Tradition der Chicago School fortgeführt, und er hat seine eigenen Schüler und Koautoren wesentlich geprägt, von Steven Levitt bis Edward Lazear, von Kevin Murphy bis Edward Glaeser.

Was jedoch seine eigenen Inspirationsquellen angeht, hat sich Gary Becker als der schwierigste meiner Interviewpartner herausgestellt. Es liegt ihm nicht so recht, im Nachhinein die Dinge zu analysieren und Geschichten zu erzählen. In unserem Gespräch erzählt er zwar immerhin ein wenig über seine Kindheit, aber ansonsten hält er sich über sein Privatleben bedeckt, sodass sich nur wenige Schlüsse anbieten. Und doch gab es dort sicher einige Verbindungen, gerade in Anbetracht der Alltagsfragen, die er in seiner Arbeit untersucht hat. Manche seiner Themen mögen Becker direkt aus seinem Privatleben zugeflossen sein. Doch natürlich sind Beckers intellektuelle Wege, wie er ein persönliches Rätsel oder ein Entscheidungsproblem rationalisiert hat, am Ende nur in dem Maße für die Öffentlichkeit relevant, wie sie universalisierbare Theorien beschreiben. Abgesehen hiervon scheint sich sein Weg in vielerlei Hinsicht aus schierem Zufall (er belegte seine erste wirtschaftswissenschaftliche Vorlesung nur, weil er musste) und aus Glück (ohne Viners Rat wäre er wohl kaum nach Chicago gegangen) ergeben zu haben.

Beckers Präferenz für gesellschaftliche Fragen scheint in seiner Jugend aus Diskussionen in der Familie erwachsen zu sein, ohne dass es einen eigenen dramatischen Hintergrund gab, der dieses Interesse unmittelbar hervorgebracht hat. Intelligenz und Exzellenz trieben ihn dann weiter voran, verbunden mit dem Mut, Dinge zu tun, die sich als kontrovers erweisen könnten – und brachten ihn an die University of Chicago. In Chicago erwartete ihn sein Schicksal: Milton Friedman. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, dass Friedmans Einfluss auf Becker allumfassend und entscheidend war. Friedman zeigte ihm, wie man Ökonomik betreiben kann. Friedman brachte ihm bei, wie breit sich der logische Ansatz anwenden und weiter ausdehnen lässt. Und Friedman unterstützte ihn auf seinem Weg. Es war nur Beckers ausgeprägter Hunger nach Unabhängigkeit, der ihn dann zwölf Jahre von Chicago weggehen ließ. Auch dies mag ein wichtiger Faktor gewesen sein, der Beckers Weg geprägt hat: dass er glücklich damit war, alleine vor sich hin zu rätseln; sein Unwillen, der Masse zu folgen. Es gibt Weisheit auch ohne »crowd«.

»Dass Individuen egoistisch und berechnend sind, ist eine Karikatur«

Herr Professor Becker, haben Sie von irgendeiner Art Prädisposition für das Fach der Wirtschaftswissenschaften profitiert, vielleicht in Form Ihres familiären Hintergrundes und Ihrer Erziehung?

Das ist schwer zu sagen. Mein Vater war Geschäftsmann. Er war recht wohlhabend. Auch hatten wir viele Diskussionen zu Hause, einige davon mit meinem Vater, aber vor allem zwischen meinen zwei Schwestern, meinem Bruder und mir. Als ich 13 oder 14 Jahre alt war, las ich meinem Vater auch die Börsenblätter vor, weil seine Augen nachließen und er die Zeitung nicht mehr entziffern konnte. Vielleicht lag es hieran, dass ich damals die Geschäftswelt zu schätzen begann.

Fanden Sie damals diese Börsenblätter nicht eher langweilig?

Sehr langweilig. Das stimmt. Ich empfand aber eine Verpflichtung, meinem Vater zu helfen. Selber hatte ich keinerlei Interesse an diesen Dingen, absolut überhaupt keines.

Dann wäre doch zu befürchten gewesen, dass diese Verpflichtung Sie eher von allem Wirtschaftlichen distanziert, als Sie anzuziehen.

Ich hatte in der Oberschule auch einen Wirtschaftskurs belegt. Das war ein sehr schlechter Kurs. Ich musste irgendetwas belegen, es war nur aus reinem Zufall genau dieser, und er war alles andere als eine Quelle neuen Interesses. Aber irgendwann begann ich, den Wunsch zu entwickeln, etwas für die Gesellschaft zu tun. Ich kann nicht genau erklären, wie es dazu kam, vielleicht steckte meine ältere Schwester dahinter oder es waren die Diskussionen, die wir zu Hause führten. Dieser Wunsch, irgendeinen Beitrag zu leisten, kam also auf, auch wenn ich damals noch keine Vorstellung haben konnte, wie das zu bewerkstelligen wäre. Zu diesem Zeitpunkt war ich etwa 16 oder 17 Jahre alt, und mein Wunsch wurde in dem Maß immer stärker, wie ich in der Schule mehr Ernsthaftigkeit entfaltete und mehr Fächer gründlicher erlernen wollte, einschließlich Philosophie und Mathematik. Ich habe mich immer für Mathematik interessiert. Es ist schwer zu sagen, was genau die kausalen Mecha-

nismen waren, die mich von da aus am Ende zu den Wirtschaftswissenschaften geführt haben. Es ist immer schwer zu sagen, welche Elemente einen auf das eine und nicht auf das andere Gleis gesetzt haben. Ich kann für mich keinen anderen Einfluss erkennen als die Diskussionen, die wir zu Hause führten. Meine Freunde trieben bloß Sport. Sie interessierten sich für nichts anderes als Sport.

Sie waren 15 Jahre alt, als der Krieg endete. Hat Sie diese Periode irgendwie persönlich berührt – der amerikanische Kriegseinsatz vielleicht, die Überlegungen bezüglich eines Wiederaufbaus in Europa, oder auch die allgemeinen wirtschaftlichen Auswirkungen?

Nicht sehr, zumindest nicht über das Maß hinaus, wie natürlich jeder typische Amerikaner betroffen war. Ich kann mich erinnern, wie ich von Pearl Harbor erfuhr. Ich war damals elf Jahre alt. Ich erinnere mich, weil wir mit meinem Vater der Übertragung eines großen Football-Spiels im Radio lauschten, und ich fand es wirklich ärgerlich, als dann diese Ansage kam, dass Pearl Harbor angegriffen worden sei. Später dann erfuhren wir, dass einige Leute in unserer Nachbarschaft im Krieg umgekommen waren. Ansonsten war unser Alltag nicht sonderlich berührt davon; es gab eine gewisse Rationierung, wir mussten einige Ausgaben zurückfahren, aber das war es dann auch schon weitestgehend. Das war gar nichts, verglichen mit den Leuten in Europa oder in Japan. Mein Bruder wurde gegen Ende des Krieges noch eingezogen. Er wurde bei den Besatzungsmächten in Japan eingesetzt. Insgesamt kann ich mich nicht an den Krieg als etwas erinnern, was meine Interessen in irgendeiner Weise beeinflusst hat. Aber in der Oberschule wurde ich dann in schulischen Dingen ernsthafter, und die Lehrer begannen, sozialwissenschaftliche Themen zu betonen und mit uns zu diskutieren. Als ich 16 Jahre alt war, wachte ich in dieser Hinsicht irgendwie auf und entwickelte ein starkes Interesse an diesen gesellschaftlichen Fragen. Und so begann ich, meine athletischen Aktivitäten zu reduzieren, worin auch immer sie bestanden, um mich mehr der Mathematik und anderen intellektuellen Übungen zu widmen.

Das ist nicht dasselbe. Das Rechnen zu mögen, heißt noch lange nicht, dass man sich auch für gesellschaftliche Fragen interessiert. Wie schlugen Sie eine Brücke?

Anfangs waren das in der Tat voneinander getrennte Interessengebiete. Aber in dem ersten Ökonomik-Kurs, den ich in meinem ersten Jahr am College in Princeton belegte, benutzten wir das Lehrbuch von Paul Samuelson. Es war faszinierend. Was mich an diesem berühmten Lehrbuch so beeindruckte, war die Tatsache, dass er damals im letzten Viertel dieses Buches (heute ist es sicherlich viel mehr) eine mathematische Formulierung der Ökonomik brachte. Das war der Teil des ganzen Kurses, der mich wirklich am meisten anzog. Für mich stellte sich die Frage, wie ich die Mathematik benutzen könnte, um gesellschaftliche Fragen zu erörtern. Was die Brücke schlug, war Samuelsons Buch.

Sie hatten also ein Talent für Mathematik und ein Interesse an gesellschaftlichen Themen. Und die Einsicht, dass sich das eine mit dem anderen kombinieren lässt, war dafür essenziell, dass Sie sich an der Universität für die Wirtschaftswissenschaften entschieden.

Richtig. Als Hauptfächer für meinen B. A. in Princeton wählte ich Mathematik und Ökonomik. Ich schloss in drei Jahren ab. Ich hatte mein College-Curriculum ein wenig beschleunigt ...

Warum das?

Ich wollte schon früh finanziell unabhängig sein. Wissen Sie, ich kann nicht sagen, dass ich aus einer armen Familie komme, aber ich kann auch nicht sagen, dass ich aus einer sehr vermögenden Familie komme. Die Wahrheit ist, dass wir eine recht wohlhabende Familie waren. Aber ich mochte die Idee, abhängig zu sein, ganz und gar nicht. Ich wollte unabhängig sein und damit auch meinem Vater helfen. Und so beschloss ich, mein College-Studium in drei Jahren abzuschließen. Was auch immer ich danach tun würde, diese Entscheidung bedeutete, dass ich es schneller erreichen könnte. Ich weiß nicht, ob es eine kluge Entscheidung war, aber so war es nun einmal. Und während meines letzten, dritten Jahres dann begann ich, mein Interesse an den Wirtschaftswissenschaften zu verlieren.

Wieso?

Nun, die gesellschaftlichen Themen, für die ich mich interessierte, wurden einfach nicht behandelt.

Was wurde denn stattdessen behandelt?

Es war alles sehr formal, ohne Anwendungsfälle.

War es mehr Makroökonomik als Mikroökonomik?

Nein, es gab eine Menge Mikroökonomik, aber es wurde eben nicht so gelehrt, dass klar wurde, in welcher Weise die aktuelle Theorie für ein besseres Verständnis der Welt dieser Tage nützlich sein könnte. Ich war einfach vollkommen unzufrieden damit. Ich begann, mit der Soziologie zu liebäugeln. Ich belegte zwar keinen Soziologiekurs, aber ich sprach mit einigen Soziologen und las einige Bücher über Soziologie, insbesondere von Talcott Parsons, der damals wirklich eine herausragende Figur war. Am Ende war mir das zu schwierig. Ich hatte große Schwierigkeiten, zu begreifen, was Leute wie Talcott Parsons meinten und was daraus folgte. Und so kehrte ich wieder um und nahm meine weiterführenden Studien doch auf dem Feld der Wirtschaftswissenschaften auf, weiterhin in Princeton.

Was genau fanden Sie so schwierig an der Soziologie?

Ich konnte ihre logische Struktur nicht klar erkennen. Das war mein Problem.

Das war möglicherweise die Schuld der Soziologie, nicht Ihre.

Vielleicht. Auf jeden Fall fühlte ich mich nicht wohl. Mir schien die Soziologie zu schwierig, und so kehrte ich zu den Wirtschaftswissenschaften zurück. Ich war darüber nicht 100-prozentig glücklich, aber ich dachte mir, dass das dann doch das bessere Feld für mich sei.

Hatten Sie damals Lehrer, die Ihnen halfen, sich zu entscheiden? Die Sie vielleicht sogar aktiv in Richtung Ökonomik lockten?

Es gab eine Menge recht gute Professoren in Princeton. Die Person, die mich am meisten beeinflusst hat, war ein Professor, der zuvor in Chicago gelehrt hatte, Jacob Viner, damals ein sehr berühmter Ökonom. Er war von Chicago nach Princeton gezogen und unterrichtete nun dort. Ich belegte etliche Fortgeschrittenenkurse dort auch noch zu der Zeit, wo ich vom Curriculum her noch nicht so weit war. Ich belegte zwei Kurse, die Viner anbot, und mochte sie sehr. Im Rückblick waren die meisten Kurse Zeitverschwendung, diese beiden jedoch waren ziemlich gut.